

größte Pressestory des 19. Jahrhunderts war das Großstadtleben selbst.« Die von der Industrialisierung aufgeworfenen sozialen Fragen und Missstände – vor allem Arbeitsbedingungen, Armut, Krankheit, Kriminalität, aber auch Nachtleben, Sensationen, Unfälle, Unglücke, Vergnügen etc. – all die Facetten und Bruchzonen der Moderne bündelten sich in den Metropolen und stellten den Reporter vor die Herausforderung einer neuen »größtstädtischen Komplexitätserfahrung«, die es mit innovativen journalistischen Formen und Recherchestrategien einzufangen galt. Mit einem vielgestaltigen Rollen-set – mal als Aufklärer und Flaneur, mal als Entdecker, Ermittler, Sozialkritiker – avancierte der Reporter dabei »in seinen Augenblicksbeobachtungen zum Chronisten des metropolitanen Wandels.«

Im Hauptkapitel fünf rücken die Logik der Globalnachrichten, der Reporter als moderner schriftstellernder Welterkunder und -vermittler sowie die Modi der Kolonial-, Kriegs- und Reisereportage in den Fokus. Mit solchen Nachrichten aus entlegenen Gegenden und fremden Ländern, von Krisen und Kriegsschauplätzen »wurde die ›Welt‹ zum Gegenstand der Alltagskommunikation« für die Menschen zu Hause. Mehr noch als die Reporter in den Metropolen werden sie im Kontrast zu den Faktenmeldungen global operierender Nachrichtenagenturen zu »prominenten Nachrichtenmachern« und sogar Star-Reportern, begleiten Expeditionen, berichten von vorderster Front oder inszenieren Rennen und Reisen rund um die Welt, wobei der exotisierende Gestus ihrer Reportagen »in auffälliger Weise die Grenzen und Muster eines imperialen Blicks auf die Welt« offenbart und teilt.

Hombergs Studie zu dem sich mit der medialen Moderne herausbildenden Wechselspiel zwischen Fakten und Fiktionen im Modus der Reportage zeichnet

sich durch eine bestechende Kenntnis der Forschungs- und zeitgenössischen Literatur sowie einen enormen Quellenreichtum aus, der insbesondere auf einer eingehenden Recherche eines umfassenden Korpus an Reportagen in Zeitschriften und Zeitungen gründet. Einmal mehr zeigt sie eindrucksvoll die erkenntnisproduktive integrative Vermittlung literatur-, geschichts-, kommunikations- und medienwissenschaftlicher Perspektiven für die historische Kommunikationsforschung. Obendrein ist sie außerordentlich anregend geschrieben. Immer wieder entrollt Homberg Fäden oder wirft Fragen auf, die sofort weitere Nachforschungen verdienen. Trotzdem hätte ein deutlicher konturiertes Erkenntnisinteresse und mehr Lese(r)-lenkung und Struktur Hombergs Studie sehr gut getan. Was durchweg fehlt, sind Momente des Innehaltens, Kondensierens, Systematisierens und Resümierens – auch im Sinne der weiteren Rezeption dieser aufwendigen, ergebnisreichen und inspirierenden Untersuchungen. Trotz dieser Monita leistet Homberg mit *Reporter-Streifzügen* einen relevanten und wichtigen Forschungsbeitrag zur journalistischen Professionalisierungs- und Professionsgeschichte, dessen großes Verdienst es ist, dem »Blick des Reporters als Paradigma moderner Wirklichkeitserfassung« ebenso facettenreich wie tiefgründig nachzuspüren.

Erik Koenen (Bremen)

Weltzeit im Kolonialstaat

Sebastian-Manès Sprute, Weltzeit im Kolonialstaat. Kolonialismus, Globalisierung und die Implementierung der europäischen Zeitkultur in Senegal, 1880-1920 (Global- und Kolonialgeschichte), Bielefeld (transcript) 2020, 396 S., 13 Abb., 58 €

Raum organisieren, Menschen organisieren: Das ist, zugegeben, meinerseits eine eher schlichte Bestimmung des Ziels kolonialer (oder überhaupt: staatlicher) Machtkonstellationen. Immerhin enthält sie drei der wesentlichen Faktoren, die für eine erfolgreiche Beherrschung – und das heißt vor allem: Nutzung wie auch Ausbeutung – unterworfenen Gebiete als wesentlich angesehen werden. Man muss ein Territorium gestalten, muss die dort ansässige Bevölkerung gewinnbringend einsetzen und muss Organisationsformen installieren (Rechts- und Wirtschaftssystem, Infrastrukturen etc.), die diese Anliegen befördern können.

Interessanter- und kaum zufälligerweise fehlen bei dieser reichlich zynischen, die koloniale Perspektive reproduzierenden Sichtweise zwei Aspekte. Zum einen kommen die Kolonisierten nicht vor, zum anderen wird der Faktor Zeit nicht berücksichtigt. In den vergangenen Jahrzehnten ist bereits viel getan worden, um diejenigen, die Kolonialismus erlitten haben, als Akteure zur Geltung kommen zu lassen – auch wenn nahezu täglich zu lernen ist, wie lange wir noch brauchen werden, um dieser Geltung hinreichend Raum zu schaffen. Bei der Kolonisierung der Zeit hingegen durfte sich lange die Frage hinterrücks anschleichen, ob es sich denn überhaupt um einen relevanten Aspekt handelt, oder ob Zeit nicht vielmehr eine Gegebenheit ist, die in ihrem unerbittlichen So-Sein hinzunehmen (und ansonsten ökonomisch bestmöglich zu nutzen) ist.

Dass Prozesse der Kolonisierung von Zeit in afrikanischen Gesellschaften einen zwar bedeutsamen, aber bisher nur randständig beforschten Gegenstand darstellen, hebt Sebastian-Manès Sprute gleich zu Beginn seines Buchs hervor. Der Mangel an einschlägigen Arbeiten liegt nicht nur in bestimmten Traditionen der historischen Forschung

begründet, für die weit über den kolonialgeschichtlichen Zusammenhang hinaus festgestellt werden kann, dass sie einer Zeiten-Geschichte lange keine besondere Aufmerksamkeit schenkte. (Nicht zuletzt aufgrund aktueller Problemkonstellationen, wie der Klimakrise, scheint sich eine solche Zeiten-Geschichte jedoch zunehmend aufzudrängen.) Es liegt auch an der schwierigen materiellen Grundlage für solche Untersuchungen, will man eine Zeiten-Geschichte nicht im Nacherzählen von technischen Innovationen für Uhren oder von politischen Maßnahmen für Kalenderorganisationen enden lassen (auch wenn das Fragestellungen sind, die zweifellos hohe Relevanz besitzen). Will man darüber hinaus kenntlich machen, welche kulturelle Relevanz die Zeit(en) hat(ten), wie also Zeitmodelle zur Konstitution von Bedeutungskollektiven beitragen, dann ist es tatsächlich nicht leicht, entsprechende Materialbestände zu identifizieren. Diese Schwierigkeit steigert sich noch einmal in einer kolonialen Situation, bei der die Überlieferungslage ohnehin vielen Unwägbarkeiten und Asymmetrien unterworfen ist.

Der Zeit und der Zeiten wird man daher häufig nur indirekt habhaft. Das ist wohl auch dem Umstand geschuldet, dass man ohnehin recht schnell in metaphysischen Gefilden landet, wenn es um Fragen der Zeit geht. Während alles Räumliche konkret sichtbar, greifbar und messbar ist (oder den unbedarft Betrachtenden zumindest so erscheint), wird alles Zeitliche nur über Umwege erfahrbar. Und zumeist sind es Umwege, die sich der Verräumlichung von Zeit bedienen.

Insofern darf man Sebastian-Manès Sprute schon einmal dankbar sein, sich trotz all dieser vorhersehbaren Verkomplizierungen in seinem Buch an dieses Thema herangewagt zu haben. Und er hat damit auch eine Menge gewagt, zum

Beispiel das Zulassen von kaum zu schließenden Informations- und Wissenslücken oder von sich zwar aufdrängenden, aber kaum zu beantwortenden Fragen.

Sprute hat als seine Fallstudie den Senegal als westafrikanische Kolonie Frankreichs an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gewählt. Er nimmt damit einen ›Zeit-Raum‹ in den Blick, der nicht nur als Hochphase imperialistischer Ausdehnungen gelten darf, sondern der auch für das Ausgreifen einer imperialistischen Zeitpolitik steht. Denn es ist kaum als Zufall anzusehen, dass die Meridian-Konferenz in Washington 1884 zur Einteilung der Weltzeit kurz vor der Berliner Kongo-Konferenz 1884/85 zur Aufteilung des afrikanischen Kontinents stattfand.

Wie (und ob) die Auswirkungen dieser beiden weitreichenden Ereignisse in den französischen Kolonien Westafrikas zusammentrafen, stellt Sprute in seiner Arbeit systematisch dar. Fast die gesamte erste Hälfte der Darstellung konzentriert sich auf die Zeitmodelle der Kolonisierenden und die damit einhergehende »Zivilisierungsmission«, nimmt also die europäische Perspektive ein. Die zweite Hälfte des Buchs kehrt die Blickrichtung um und kümmert sich um die Implementation der neuen Zeitordnung (und ihr Scheitern), indem sie den Umgang mit Uhren, Kalendern und Arbeitszeitordnungen ebenso in den Blick nimmt wie die temporalen Kulturtransfers zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten. Verlassen muss sich Sprute dabei so gut wie ausschließlich auf administratives Archivmaterial, das aus Sicht der Kolonisierenden produziert wurde.

Dabei waren es nicht zuletzt die unterschiedlichen Zeitauffassungen, die von den Kolonisierenden als Indikatoren für den zivilisatorischen Abstand gesehen wurden, den sie den Kolonisierten attestierten. Sprute kann jedoch an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine

bedeutsame Verschiebung feststellen: Der Faktor Zeit wurde von einer kulturellen Größe im Rahmen der seitens Frankreichs ausgerufenen Zivilisationsmission zu einer ökonomischen Größe im Zusammenhang von Wertschöpfungsanstrengungen. Im Alltagsleben konnten sich diese Zeitmodellierungen der Kolonisierenden jedoch kaum einnisten, was einmal mehr die generelle Beobachtung bestätigt, dass Zeitkulturen sehr zählebige, um nicht zu sagen: schwerfällige Angelegenheiten sind, die sich nur mittels intensiver und nachhaltiger Bearbeitung tatsächlich verändern lassen. Das gelang in Senegal nur auf administrativer, kaum aber auf kultureller Ebene. In Dakar, dem Zentrum der französisch-westafrikanischen Kolonie, mögen die Uhren europäischer Zeitordnungen ihren Einfluss noch ausgeübt haben. Je weiter man sich von dort jedoch wegbewegte, desto schwächer wurde das Ticken ihrer Zeiger, weil es von anderen, längst etablierten Zeitmodellen übertönt wurde und sein tatsächlicher Nutzen kaum einzusehen war – insbesondere dann nicht, wenn mit diesem Ticken vornehmlich Sanktionen gemessen oder soziale Disziplinierungen durchgesetzt werden sollten.

Wenn sich das europäisch-westliche Weltzeitmodell durchsetzen konnte, dann – wie so häufig – aufgrund ökonomischer Rahmenbedingungen. Hier wurde diese temporale Rahmung als Norm gesetzt und damit unausweichlich. Das galt allerdings fast ausschließlich für die Handelswirtschaft, zeigte sich daher vornehmlich im Alltag von Eliten, die sich ohnehin an den zentralistischen Zeitstandards ausrichteten. Für das Leben der Vielen waren hingegen die Arbeits- und Ausbeutungsverhältnisse bestimmend, und gerade diese waren nicht von einer abstrakten Weltzeitordnung bestimmt, sondern von einem Ma-

ximierungsgedanken, der im Zweifelsfall auf temporale Reglementierungen nicht viel gab.

Begreift man ›Zeit‹ daher vornehmlich als eine kulturelle Ordnungsleistung, dann sind die Ergebnisse von Sprutes Arbeit eindeutig: Trotz aller formalen Bemühungen zur Etablierung einer Weltzeitordnung in Senegal zeigt die gelebte Praxis eine große Heterogenität der temporalen Bezugssysteme, bei denen lokale Zeitrhythmen oder muslimische Zeitordnungen eine bedeutendere Rolle spielten. Insbesondere muslimische Kalender setzten sich in Senegal viel eher durch als das europäische Weltzeitmodell. Denn während Erstere für den Alltag Relevanz gewinnen konnten, diente Letzteres eher dazu, die ›zivilisatorische‹ Distanz zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten zu markieren.

Es scheint sich also auch hier ein Bild zu ergeben, wie es im Zusammenhang mit staatlichen oder kolonialen Machtkonstellationen so häufig zu beobachten ist: Das Ordnen von Räumen, Menschen und auch Zeiten war erfolgreich, obwohl es ständig scheiterte. Dieses Scheitern wird im Kurzfristigen und Mikroskopischen offenbar, zeigt sich in der lokalen Praxis, an den passiven oder auch aktiven Widerständen, am Abprallen oktroyierter Ordnungsmodelle an einer Lebenswelt, die nicht einfach umgekrempt werden konnte. Die Erfolge werden hingegen erst in der Langfristigkeit erkennbar (und wirken eben bis heute fort), zeigen sich an der erfolgreichen und folgenreichen Etablierung persistent angelegter Strukturen, denen kaum auszuweichen ist.

Auch wenn die Lektüre von Sprutes Arbeit, das muss man sagen, nicht immer ein darstellerischer Genuss ist, da der Autor ebenso zum wissenschaftstypischen Nominalstil wie zu nebensatzbeladenen Bandwurmkonstruktionen neigt, erwar-

tet diejenigen, die ein bisschen Geduld bei der Lektüre mitbringen und sich durch die sprachlich etwas zähe Hülle beißen, einiges an Erkenntnissen zur Zeiten-Geschichte – vieles auch, das weit über die Kolonialgeschichte hinausweist.

Achim Landwehr (Düsseldorf)

Entnazifizierungsgeschichten

Hanne Leßau, Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit, Göttingen (Wallstein) 2020, 526 S., 2 Abb., 46 €

Nehmen wir einmal an, es ist doch etwas komplizierter gewesen, als es Lutz Niethammers Diktum von der *Mitläuferfabrik* suggeriert. Spätestens seit dieser 1972 publizierten, bahnbrechenden Studie gelten die 1945 seitens der Alliierten in den drei westlichen Besatzungszonen eingeführten Entnazifizierungsverfahren als eine ebensolche. Das Deutungsnarrativ vom Scheitern der politischen Überprüfung der Deutschen ist seither in zahlreichen Studien namhafter Historikerinnen und Historiker fort- und festgeschrieben worden; etablierte und letztlich unhinterfragte Zuschreibungen à la »Persilscheine« für die damals vorgelegten Leumundszeugnisse sind ein sprechendes Beispiel dafür. Dass dieses mithin als auserforscht geltende Forschungsfeld jedoch noch manche Überraschung birgt, die die Erzählung von der gescheiterten Entnazifizierung zu konterkarieren versteht, zeigt die Historikerin Hanne Leßau in ihrem Buch auf anschauliche und augenöffnende Art und Weise.

Zwar stellt auch sie die in den Entnazifizierungsausschüssen erfolgte Rehabilitierung faktisch Belasteter nicht infrage, doch vermag sie über den ge-